

PREDIGT 54

„Quis putas puer iste erit? Etenim manus domini cum ipso est“ (Luc. I,66)

Referat Claus Henneberg am 17. März 2014

Das Leitzitat lautet in der Lutherübersetzung: „Was, meinst du, will aus dem Kindlein werden? Denn die Hand des Herrn war (*ist*) mit ihm.“ Es handelt sich bei dem Knaben um Johannes den Täufer, dessen Geburtstag am 24. Juni gefeiert wird. Meister Eckharts PREDIGT an diesem Fest legt den Schriftvers in drei Schritten aus, wobei er beim letzten Teil des Zitats anfängt: *manus domini*, mhd. *gotes hant* (Gottes Hand).

Beim menschlichen Körper haben „alle Werke, die der Mensch mit der Hand wirkt, ihren Ursprung im Herzen, schreiten weiter vor in die Glieder und werden vollbracht durch die Hand.“ Nicht anders ist es bei der Dreifaltigkeit: Das Werk des Vaters geht vom Herzen des Vaters aus, wird durch den Arm des Sohnes vollbracht (Luk. 1,51) und tritt als „göttliche Kraft weiter aus dem Leibe und dem Arme in die Hand, durch die der Heilige Geist angezeigt ist.“ Da nun „die Seele in den Leib und in Körperliches eingewunden (mhd. *bewunden*) ist, so muss alles, was man an geistigen Dingen zu ihrer Erkenntnis bringen will, im Körperliches eingewunden sein, wenn sie erkennen soll.“ Mit anderen Worten: Der Heilige Geist ist auch zur Erkenntnis nötig, weil nur er die geistigen Dinge aus der Körperlichkeit ‚herauswinden‘ kann, damit sie als solche überhaupt erkennbar werden. Für Eckhart ist mit diesem Vergleich das Dogma der Dreieinigkeit auf ganz natürliche Weise bewiesen.

Als nächstes legt der Meister das Wort Kind (mhd. *kint*) aus und sagt: „Wenn er (Luther: „alle, die es hörten“) ‚ein Kind‘ sagt, so bedeutet das soviel wie eine reine Luft (Übersetzung L.Gnädinger: *durchsichtige Luft*) oder etwas, das ohne Flecken ist. So auch soll die Seele lauter und rein sein, wenn der Heilige Geist in ihr wirken soll.“ Praktisch bedeutet das, auf hoher Warte allen „vergänglichen und wandelbaren Dingen entzogen“ zu sein und künftige Gefahren rechtzeitig zu erkennen. Es ist dies die Rolle von Lynceus, dem Türmer, in Goethes „Faust II (5.Akt, Tiefe Nacht), der - „zum Sehen geboren,/ Zum Schauen bestellt“ - für die Rettung der „guten alten Leute“ freilich nichts zu unternehmen vermag. Eckhart beschreibt hier jedoch nur, wie die Seele sich rein und lauter erhält. Dann kann der Heilige Geist in ihr wirken, weil er Gleichheit vorfindet; „denn niemals wird eine Bewegung oder ein Werk mit Lust gewirkt ohne Gleichheit.“ Es ist dies sozusagen „die Innenperspektive der Liebe“, wie es Irmgard Kampmann in ihrem „Meister Eckhart Brevier“ ausdrückt. „Darum hat Gott der Seele aus Gunst und Liebe, die er zu ihr hat, ein göttliches Licht verliehen vom Zeitpunkt an, da sie geschaffen ward, auf dass er im Gleichnis (Gnädinger: *Gleichbild*) seiner selbst mit Lust wirken könne.“

Unmissverständlich stellt Meister Eckhart aber nun fest, dass „die Seele mit dem Lichte, das Gott ihr (der Seele) gegeben hat, nicht über sich selbst hinaus zu wirken“ vermag. Es ist ihr zwar zu eigen, aber nur „als eine Morgengabe in die oberste Seelenkraft (= den Seelenfunken) gegeben“, womit ein brautmystisches Motiv anklingt. Wir stutzen jedoch, wenn der Prediger sagt: „Wiewohl dieses Licht Gottes Gleichnis (*Gleichbild*) ist, ist es doch *geschaffen* von

Gott.“ „Dies scheint im Widerspruch zu anderen Stellen zu stehen, an denen Eckhart betont, der Seelengrund sei nicht geschaffen, ja nicht erschaffbar. Dieses Licht ist (also) nicht kraft seines eigenen Selbstseins fähig, zu Gott aufzusteigen. Es ist vielmehr darauf angewiesen, von Gott erkannt zu werden und in seiner Liebe erhoben zu werden‘ (Kommentar DW). „Darum“ – folgert Eckhart – „kommt Gott mit der Liebe zu der Seele, (...) damit sie (die Seele) über sich selbst hinaus zu wirken vermöge. (...) So weit Gott Gleichheit mit sich findet, so weit wirkt Gott mit der Liebe über die Seele hinaus.“ Und „Weil Gott endlos ist, darum soll (auch) der Seele Liebe endlos sein. Lebte ein Mensch tausend Jahre, er könnte (immer noch) zunehmen an Liebe.“

Wenn wir uns daran erinnern, dass der Heilige Geist („*gotes hant*“) mit dem Sturm („ein Brausen vom Himmel“, Apostelgeschichte 2, 2) gleichgesetzt wird und der belebende Atemhauch hebräisch *ruach* heißt, dann verstehen wir, warum Eckhart die Liebe mit dem Feuer vergleicht, das - vom Wind des Heiligen Geistes angefacht – das Holz in sich verwandelt und dann am längsten brennt, wenn der Wind nicht nur anfangs stürmisch, sondern andauernd weht. „Denn, stünde der Mensch miteins in Brand, das wäre nicht gut. Darum weht der Heilige Geist allmählich, auf dass der Mensch, sollte er (auch) tausend Jahre leben, zunehmen könnte an Liebe.“

Obwohl nun also dieses Licht, das Gott in die Seele gegeben hat, erst mit Gottes Wort „Es werde Licht!“ erschaffen war, da zuvor nur Finsternis herrschte (I Mose 1,2/3), ist es ‚in sich selbst (nur) reine Möglichkeit, die in sich selbst nichts, in Gott aber alles ist. Die Überformung dieser Möglichkeit in die göttliche Wirklichkeit geschieht (erst) im Licht des Hl. Geistes, also in der Liebe und kraft der Gnade‘ (Kommentar DW).

„Als drittes soll man aus den Worten: ‚Was wonders soll werden aus diesem Kinde?‘ das wunderbare Werk erkennen, das Gott in der Seele wirkt.“ Begreift man den Menschen als ein Werkstück Gottes und das Werkzeug Gottes als den Heiligen Geist, dann wirkt das Werkzeug freilich nur „entsprechend der Edelkeit des Werkmeisters. Darum genügt es der Seele nicht, dass der Heilige Geist in ihr wirke, weil er nicht ihrer Natur ist.“ Gott muss sie vielmehr sich selbst durch das göttliche Licht gleich machen, „auf dass er lustvoll in ihr wirken könne.“ Und so, wie das natürliche Licht entsprechend der „Edelkeit der Materie“ Verschiedenes bewirkt: „Am Holze Hitze und Feuer; an Bäumen und an feuchten Dingen (...) das Wachsen; an lebendigen Kreaturen (...) Leben aus Totem, wo wie etwa beim Schaf, das Gras frisst, daraus ein Ohr oder Auge entsteht. Am Menschen aber bewirkt es (das Licht) Seligkeit.“

An diesem Punkt kommt die Gnade ins Spiel, auf die wir schon lange gewartet haben. „Die erhebt die Seele auf zu Gott und vereinigt sie mit ihm und macht sie gottförmig.“ Ihr Werk ist es, „zu ziehen und bis ans Ende zu ziehen, und wer ihr nicht folgt, wird unglücklich. Dennoch genügt’s der Seele nicht am Werke der Gnade; (...) sie muss vielmehr dahin gelangen, wo Gott in seiner *eigenen* Natur wirkt.“ Das heißt: „Wo das Werk so edel ist wie der Werkmeister und wo das, was sich ergießt, und das Ergossene völlig eins sind.“ Der Mensch ist also nicht nur mittelbar *be*-gnadet, sondern steht ganz und gar *in* der Gnade und in der bloßen Einheit mit Gott. „Dann wirkt der Mensch unmittelbar aus der Natur der Gottheit, mit der er verschmolzen ist“ (Kommentar DW). „So wird die Seele mit Gott vereint und umschlossen, und dort entgleitet ihr die Gnade, so dass sie (nun) nicht weiter mit der Gnade wirkt, sondern

göttlich in Gott. Da wird die Seele auf wunderbare Weise bezaubert und verliert sich selbst, (...) so dass sie von sich selbst nichts (mehr) weiß und *wähnt*, sie sei Gott.“

Da nun durch Gottes Liebe Gleichheit mit der Seele hergestellt ist – wohlgemerkt: nicht Selbigkeit - , erhebt sich die Frage, wie und auf welche Weise man Gott lieben soll. Weil aber Gott selbst der Grund für die Liebe ist, gibt es keine besondere Weise der Liebe zu ihm, weil Liebe ohne ‚Warum‘ liebt. Gott ist „ein Sein über allen Sein (Plur.)“ – mhd. *ein wesen weseles* – : „Darum muss die Weise, mit der man ihn lieben soll, weiselos sein, das heißt: über alles hinaus, was man zu sagen vermag.“ Das kann man dann wohl als vollkommene Liebe bezeichnen.

(Stichwort: *Gleichheit*)